

Josef Burgmeier

Autor(en): **H.K.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimkunft ihr Heil und ihres Lebens Hoffnung erfüllt glauben, umsehen mich, geben traurige Bemerkungen, machen chronologische Rechenexempel, stellen verwirrte zwecklose Fragen, brechen meinen Gleichmut, der schon beim Abschied von einer unendlich teuer Geliebten in Wasser zerronnen. — Nicht ich, sondern die Hülle meiner Seele schreibt Dir dieses, um sich zu entladen, da Dein Trost mir nicht Hand bieten kann. Denn wenn Du diese Zeilen liest, so bin ich lange nicht mehr in den Grenzen meines Vaterlandes, das so viele, einzig liebe Menschen mir erhält. Noch ein Kummer drückt mich, den ich noch niemand und nur in Dein Herz ausschütete. Nimmer glaube ich meinen Vater hienieden wieder zu sehen. Meine, armer Augustin; denn wohl vieler Tränen ist Dein Vater würdig. — Und doch laß uns der Hoffnung des Besseren vertrauen!

Der lieben Mutter willkommene Geschenk einigermaßen zu danken, nimm meine und Deine Dankbarkeitsgefühle und Herzlichkeiten zusammen und vergelte es ihr und grüße sie.

Deine Strafpredigt ist bitter süß, aber nicht logisch — entlehne von der Mutter die kantische Philosophie — dann sind Deine Predigten unübertrefflich.

Ich muß enden — muß fort! Du Teure, lebe wohl zum neuen Jahr!

Auf Wiedersehen!

Dein ewig treuer
Augustin.

So hat am Silvester 1826 der junge Augustin Keller geschrieben. Er war am 10. November einundzwanzig Jahre alt geworden und jetzt im Begriff, auf die Hochschule zu gehen. Noch an diesem Silvesterabend ist er abgereist.

Hundert Jahre also sind es diesen 10. November, daß der Mann geboren ward, der, etwa mit Heinrich Zschokke zusammen, wie einmal ein feiner politischer Kritiker gesagt hat, dem Kanton Aargau seine Physiognomie gegeben hat. Und es ist bis heute kein Sohn des Aargaus so populär geworden wie er, es sei denn vielleicht der General Fischer von Mersschwand, der die Aarauer Oligarchie gestürzt hat. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß es zwei Freiämter gewesen sind, die dem Aargau die Freiheit geschenkt haben, deren er heute sich freut.

Die Politik wird nicht versäumen, den Tag zu begehen. Da dies unsere Sache nicht ist, wollen wir an dem Gidgenossen, der uns allen als Dichter aus unsern Schulbüchern und mit der Aufhebung der aargauischen Klöster aus der Schweizergeschichte wohl bekannt ist, der so tiefgehende Spuren hinterlassen hat, das Unsere in der Weise tun, daß wir ihm aus seiner Jugend und Werdezeit ein Gedenken stiften. Eine intimere Quelle für die Kenntnis seiner Entwicklung in den schönen akademischen Jahren und der Zeit, die an ihm gebildet, ließe sich nicht denken, als wie sie uns in den Briefen an seine Braut von den Seinen zur Verfügung gestellt worden ist.

Augustin Keller stammt aus gutkatholischem Bauernhaus, an der Spitze von elf Geschwistern. Es hat ihm nichts geschadet, daß er als Knabe in Haus und Feld wacker hat helfen müssen.

Es war eine gute Vorschule fürs Leben. Er lernte „arbeiten, dulden, entbehren, beten und — in keinem Sturm verzagen. Er habe dem praktischen Landleben ebensoviel wie dem Studium der Philosophie zu danken“ (Hunziker: A. Keller). Das „gute Mutterli von Sarmenstorf“, wie sie im Lande herum hieß, Frau Dr. Ruepp, eine Pestalozzi-Schülerin, hat sich dann des begabten Knaben im Nachbarhaus entscheidend angenommen. Mit Erzählen und Lektüre gab sie seinem Geist die Richtung. Dann mußte er auch die Predigt auswendig lernen, darin er ein ganzer Virtuos wurde.

„Meine Vorträge und Predigten zweiter Auflage waren die Veranlassung meiner Studien.“

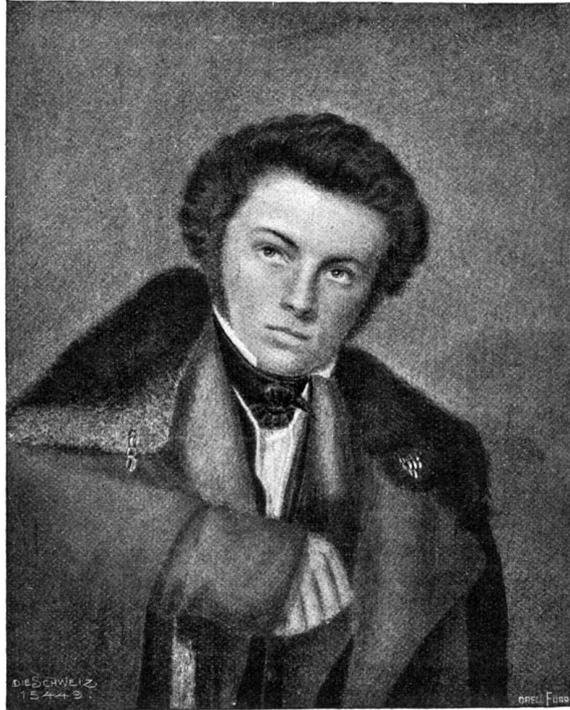
Auf dem Scheideweg meines Lebens stellte mir die Vorlesung mit seltsamer Fügung einen Kapuziner hin. Als ich nämlich im Jahr 1820 am Tage der jungen Fastnacht aus einer von einem Kapuziner in der Schloßkappelle zu Hülfsikon über den Text: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“ gehaltenen Predigt nach Hause kam, war, wie fast alle Tage, der Großvater bei meiner Mutter. Ich mußte ihm aus der Predigt auftragen. Der volkstümliche und ergreifende Vortrag des Predigers hatte sich meinem Gedächtnis so lebhaft eingeprägt, daß ich denselben so treu und lebendig wie noch keinen früheren wiederzugeben vermochte. Er ist mir jetzt noch im Gedächtnis. Als ich fertig war, wischte sich der Großvater die nassen Augen und sagte zur Mutter, die am Spinnrad saß: „Babeli, de Bueb mueß studiere!“ Am nächsten Sonntag ging er mit mir zu unserem damaligen Kaplan Meier und übergab mich ihm auf den Herbst zum Unterricht im Lateinischen. Am Allerseelestag 1820 deklinierte ich meinem blinden Onkel das Wort „alanda die Verche“. Als ich mit dieser meiner ersten lateinischen Dissertation ohne Anstand zu Ende gekommen war, sprach der erfreute Onkel:

„Du mußt eine Stütze der heiligen katholischen Kirche werden; Doktoren und Advokaten hat man genug, aber rechte Geistliche und Professoren hat man zu wenig. Großmutter, gebt dem Götli ein Glas Wein!“

Als der Kaplan sein Wissen an ihm erschöpft hatte, kam er in eine Privatanstalt im Toggenburg und dann an die Kantonschule in Aarau. Nach der Maturität besuchte er in vorläufiger Ermanglung eines Hochschulstipendiums den Lehrverein unter Heinrich Zschokke und Vital Trogler. Die beiden haben, wie er sagt, durch die Vermittlung der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. „Hier habe ich das Fundament meines geistigen Lebens gegraben.“

Nun also sehen wir ihn an die Universität ziehen, mit einem Staatsstipendium, „um sich dem Studium der Philologie, Pädagogik, Geschichte, Philosophie und Nationalliteratur zu widmen“. Die Liebe und das Leben hatten gestiegt. Eine Vorstellung bei Pestalozzi hatte das Ihre getan. Er hatte sich in Aarau mit der Tochter des Professors Pfeiffer verlobt.

Wir werden im Folgenden, soweit der Raum es erlaubt, Augustin Keller selber das Wort geben. (Fortsetzung folgt).



Augustin Keller (geb. 10. Nov. 1805). Nach Aquarell.

† Josef Burgmeier.

(Geboren zu Grenthen 1844, gestorben zu Aarau 1905).

Der Herbststurm hat eine Eiche gefällt, einen Baum, der in der Blüte seiner Jahre weitherum in unserm Schweizerlande und über dessen Marken hinaus bekannt gewesen ist.

Josef Burgmeier war nicht einer der Großen, die in den Nationalen irgend einer Volksvertretung angehörten, kein mächtiger Kriegsherr, wohl aber ein Meister im Reiche der Töne. Ausge-

stattet mit einem Bariton von unvergleichlichem Wohlklang und gewaltiger Tonfülle genöß er den Ruhm des gottbegnadeten Sängers, des Bardens, dessen Lieder uns so oft entzückt und Tausende von Herzen freudig gestimmt haben, wann und wo er aufgetreten ist.

Schon in jungen Jahren sehen wir Josef Burgmeier als Gesanglehrer an den Stadtschulen Aaraus, als Organist und Dirigent der Stadtmusik. Er liebte die Jugend, und sie war ihm zugetan; er selbst besaß das Herz und Gemüt eines Kindes. Und was der Berewigte in den achtunddreißig Jahren seines Wirkens in dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Aarau seinen Schülern ohne Zahl gewesen, das soll ihm nicht vergessen werden, soll ein Denkmal von Stein oder Erz überdauern.

Und was hat er als Sänger alles geboten! Jederzeit und überall, wo und wann der Ruf an ihn erging, hat er Folge geleistet und seine herrliche Stimme an unzähligen Konzerten und Auführungen erhallen lassen. Das ganze Schweizervolk hat ihn kennen gelernt, so 1891 an der Bundesfeier auf dem Mütli und im gleichen Jahr in Bern bei der Gründungsfeier, am Eidg. Gesangsfest in Basel 1893 u. Das Aargauer Volk hörte ihn an der Jahrhundertfeier 1903 in der Rolle des „Vater Rhein“.

Trotz den mannigfachen Triumpfen ist Josef Burgmeier seiner zweiten Heimat

treu geblieben; er hat sein einfaches Naturell bewahrt und begehrte nicht nach jenen Höhen zu streben, wozu ihn seine phänomenale Stimme vollauf befähigt hätte. Er hat seinen Aarauern die als Jüngling empfundene Anhänglichkeit bis zur Schwelle des Greisenalters bewahrt. Und nun begann die einst so mächtige Gestalt zu zerfallen, zusehends, rascher als die vielen Freunde es nur ahnen konnten. Er mochte es fühlen, daß die Zeit des Schaffens, daß der Schritt gehemmt geworden. Im Frühling dieses Jahres gab der Kantus-Magister der Aarauer Schulen seine Demission, er wollte ausruhen. Aber es sollte ihm nicht vergönnt sein oder wenigstens nicht in der Weise, wie er es gewünscht hatte: die ewige Ruhe wartete seiner! Am 29. September klopfte Freund Hain an sein Kämmerlein und berief ihn ab in die Gefilde der Seligen. Und am ersten Oktobertage, einem frühen Herbstsonntag, haben wir ihn begraben im stillen Rosen-garten zu Aarau, wo auch seine längst vorangegangenen Genossen im Reiche der Töne, Kästlin und Landolt, ruhen. Die vereinigten Männerchöre der „Cäcilia“ und des „Sängerbundes“ sangen an der offenen Gruft den auf den Entschlafenen so trefflich passenden Weißegefang an den Bardens: „Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr gelauscht hat an andrer Welten Tor“.



Die Schweiß
157421.

† Josef Burgmeier (1844–1905).
Phot. Gysi & Co., Aarau.

S. R.

Zu unserer Kunstbeilage „Religionsgespräch (1523)“ von Victor Tobler.

Das dargestellte Religionsgespräch fand den 29. Januar 1523 im Rathhaus zu Zürich statt. Es ist dies freilich das frühere Rathhaus, das indes ungefähr an der gleichen Stelle stand wie das jetzige, Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaut. Der Rat hatte die gesamte Geistlichkeit der Stadt und des zürcherischen Gebietes und wer sonst unter den auswärtigen Gottesgelehrten und Geistlichen an der Disputation teilnehmen wollte, zu dem Religionsgespräch eingeladen, in der Absicht, nun zu vernehmen, ob die Leutpriester oder die, welche sie Kezer und Verführer nennen, die Wahrheit reden, und die Zwietracht zu beendigen. Auch dem Bischof von Konstanz gab man von dem Schritte Kenntnis, ihm freistellend, ob er sich vertreten lassen wolle. Der Hauptzweck der Disputation war, die zu Zürich in den Geistern vollendete Umgestaltung des kirchlichen Glaubens auch äußerlich und feierlich zu proklamieren, die Opposition, die sich noch etwa vernehmen ließ, mit einem tödlichen Schlag zu vernichten, die Schwachen zu ermutigen, den Sieg der Reformation und die Ablösung von der römisch-katholischen Kirche zu vollziehen.

In unserm Bilde sehen wir den Bürgermeister Mary Röst auf dem Präsidentenstuhl unter dem Baldachin. Von 1505 bis 1524 hat er an der Spitze der Republik gestanden und sich vielfach um sie verdient gemacht. Schon sein Vater, Heinrich Röst, hatte diese Stelle eingenommen, und sein Sohn Diethelm ward sein Nachfolger im Bürgermeisteramt. Röst umgaben in jener Versammlung hundertachtzig Mitglieder der beiden Räte, ferner die Chorherren und Geistlichen der Stadt und Landschaft Zürich, außerdem auswärtige Gelehrte. So sehen wir den Bürgermeister von St. Gallen, Joachim von Watt (Vadianus), im Pelzmantel, unmittelbar vor seinem Zürcher Kollegen sitzen. Rechts neben Röst steht der Chronist Gerold von Edlibach und zunächst neben diesem (im Bilde zu äußerst links) Conrad Grebel, der dann einige Jahre später als Wiedertäufer enthauptet worden ist. Dem Vorstehenden gegenüber sehen wir Ulrich Zwingli in der Mitte des Saales, die linke Hand auf die Bibel gestützt und die vor ihm aufgestellten 67 Schlüsselsätze verteidigend. Diese waren gewissermaßen das Programm einer neuen Ordnung der Kirche und zum Teil auch des Staats. Hinter dem Reformator stehen zunächst seine treuen Mitstreiter, Leo Jud, Pfarrer am St. Peter, und der Commentur Schmid in Rüsnacht. Im Hintergrund und in der Mitte des Bildes zieht

noch eine interessante Gruppe unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist die Vertretung des Bischofs von Konstanz; in der Mitte stehend der Generalvikar Doktor Faber, der Sohn eines Schmid von Leutkirch im Württembergischen, dann der Doktor Blansch von Tübingen und Doktor Berger und zunächst bei Zwingli der Ritter Fritz von Anwoyl, der als Hofmeister des Bischofs die Aufgabe hatte, die gelehrte Abordnung der Versammlung vorzustellen. Endlich heben wir auch zwei junge Männer hervor, die vorn in der Mitte des Bildes sitzen, zunächst dem Beisitzer sich befindend: derjenige mit dem Spitzbart ist Hans Haab, damals kaum zwanzig Jahre alt, ein eifriger Anhänger der Reformation und später verdienter Bürgermeister der Republik Zürich, und hinter ihm Uli Funt, der dann bald in den Rat gewählt wurde.

Die Disputation an sich war nicht bedeutend. Der Ritter von Anwoyl hatte erklärt, die bischöfliche Bottschaft gedente bloß anzuhören und die Zwietracht, die unter den Geistlichen eingerissen sei, schlichten und beruhigen zu helfen; doch der Generalvikar ließ sich verleiten, Zwingli zu erwidern, wobei er keineswegs glücklich war. Als einmal eine Pause eingetreten und sich niemand getraute, Zwingli anzugreifen, rief der Berner Gutschenkel aus den Reihen der Zuhörer: „Wo sind nun die großen Hanfen, die auf der Gasse so tapfer pochen und hinter dem Wein so fleißig reden?“

Nach der Mittagspause eröffnete der Rat den von ihm inzwischen gefassten Beschluß, der dahin ging, es solle Meister U. Zwingli, der heute nicht widerlegt worden sei, fortfahren, das heilige Evangelium und die göttliche Schrift nach dem Geist Gottes und seines Vermögens zu verkündigen, so lange, bis er eines Bessern berichtet werde, ebenso auch die andern Leutpriester, Seelsorger und Prädikanten. „Gott sei gelobet,“ antwortete Zwingli, „der will, daß sein heiliges Wort herrsche im Himmel und auf der Erde! Er wird Euch, meine Herrn, auch in andern Dingen Kraft und Mut verleihen, weil Ihr seine Wahrheit in Euerm Lande handhabt und deren Predigt fördert.“

Durch dieses weltgeschichtliche Ereignis war nun die Reformation für das zürcherische Gebiet auch von der Staatsgewalt proklamiert. Sie trat an die Stelle des Bischofs, dessen kirchliche Oberleitung in der Hauptsache beseitigt war.

C. G.